

Gefährliches Netz

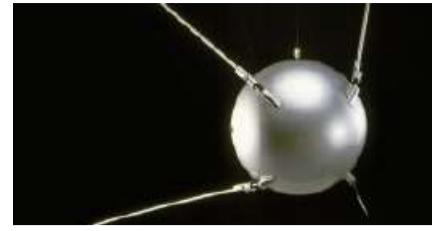
Wie kann man die Jugend vor Cybermobbing schützen? 27

Grosses Konzert

Die Camerata hat im Berner National einen magischen Moment erschaffen. 27

Gesitteter Star

Beck gibt sich auf seinem neuesten Album so zugänglich wie selten zuvor. 32

**Gewaltiger Knall**

Vor 60 Jahren schockierte Russland die USA mit dem Sputnik-Satelliten. 29

Der kleine Bund

Regula Fuchs

Würde man jetzt aufs Mal nur noch in Schwarzweiss sehen können, dann hätte man eine Art frühen, blonden Alain Delon vor sich – so, wie der junge Mann dasteht, in seinem Matrosenpullover und der schmalen Hose vor dem Fünfzigerjahre-Interieur des Berner Kinos Rex. Die Lässigkeit eines Stars hat Max Hubacher jedenfalls, die Attitüde aber nicht. Setzen wir uns drinnen oder draussen hin an diesem lauen Herbstnachmittag? Lieber draussen. «Reden und rauchen, da bin ich sehr dafür», sagt der 24-Jährige.

Aufs Foto will der Schauspieler allerdings dann doch nicht mit Zigarette, nicht aus Gründen der politischen Korrektheit, sondern weil jetzt alle jungen Künstler rauchend posieren – und er diese Mode nicht mitmache. Sagts und zieht das breite Grinsen desjenigen, der sich in seiner Haut gerade so richtig wohlfühlt.

Das mag daran liegen, dass Hubacher direkt von einem Absolventenvorsprechen in Leipzig kommt, wo er seit 2014 Schauspiel studiert. Es war Teil des Master-Abschlusses, nächsten Sommer wird er diesen in der Tasche haben. Die Lockerheit rührt womöglich aber auch daher, dass er in den vergangenen Monaten sozusagen einen Iron Man vor der Kamera absolviert hat. Vier Filme in einem Jahr hat Hubacher gedreht. Vier Hauptrollen, um die 130 Drehtage insgesamt. «Das tue ich mir nie mehr an», sagt er, den Stress habe er wohl nur ausgehalten, weil er jung sei. Die Schule liess ihn für ein Jahr pausieren, nein, üblich sei das nicht für einen, der noch in der Ausbildung ist.

«Verdingbub wird flügge»

Normal ist es auch nicht, mit 24 bereits eine solche Werkliste zu haben: Zehn Filme sind es mittlerweile. Darunter einer, der in der Schweiz eine Viertel-million Menschen in die Säle brachte. 2012 spielte Hubacher in Markus Imboden's «Der Verdingbub» die Hauptrolle, belohnt wurde er mit einem Schweizer Filmpreis und der Aufmerksamkeit der Boulevardpresse. «Verdingbub hat die Matura» («Blick»), «Verdingbub wird flügge» («Schweizer Illustrierte»), «Verdingbub spielt schwulen Fussballer» («Blick»): Es ist ein Etikett, das bis heute an ihm haftet. Und das Hubacher ein bisschen lästig ist. «Ich bin Max, der Schauspieler. Kein Verdingbub. Hoffentlich ändert sich das.»

Missen möchte Hubacher die Erfahrung allerdings nicht, schliesslich öffnete ihm «Der Verdingbub» Türen. Dennoch war es eine schwierige Zeit, trotz der Welle von Lob, die anbrannte. Schliesslich war es auch mehr als bloss eine Rolle; die Figur des Buben stand stellvertretend für das Unrecht an den ehemaligen Verdingkindern, dessen Aufarbeitung damals erst am Anfang stand. Hubacher spürte diese Verantwortung, sie lastete auf dem 17-Jährigen. Es war ein Grund dafür, dass er sich für eine Schauspielschule im Ausland entschied. «In Leipzig war ich frei, kannte niemanden, niemand kannte mich. Ich konnte neu anfangen.»

Doch jetzt kommt der Berner zurück auf die Schweizer Leinwände. «Lasst die Alten sterben» heisst der Film, der gestern angelaufen ist (siehe Box), kommendes Jahr folgen «Mario» mit Hubacher als homosexuellem Fussballer sowie «Der Läufer», der Spielfilm über den Waffentäter und Mörder Mischa Ebner. Hätte er sich so etwas träumen lassen, als er, noch ein Bub, zum ersten Mal vor Publikum auftrat, im Schützenweg-Spielplatz-Theater? Oder später, im Jugendclub des Schlachthaus? «Nein. Aber gewünscht habe ich es mir. Und auch viel dafür getan.»

Zart und gleichzeitig zäh

Er war 14, als er am Zürcher Schauspielhaus einen Part in «Liebestraum» von Robert Walser hatte, und erkannte: Das will ich einmal machen. In der Schule war es sowieso schwierig zu jener Zeit,



Die Zigarette sollte dann doch nicht aufs Foto: Max Hubacher im Berner Kino Rex. Foto: Manu Friederich

Damals wollte er einfach nur weg

In den letzten Monaten hat Max Hubacher einen Marathon vor der Kamera absolviert: vier Filme, vier Hauptrollen. Darunter: ein Revoluzzer, ein Fussballer und ein Mörder. Kann gut sein, dass der Berner damit das Etikett des Verdingbuben, das seit dem gleichnamigen Film an ihm haftet, vergessen macht.

«Lasst die Alten sterben»

Berner Produktion

Max Hubacher spielt den Twen Kevin, dem, als er das Ritalin absetzt, auffällt, wie hohl sein Leben zwischen Selfies und Sixpack ist – und wie linkspiessig sein Vater, der in den Siebzigern Steine schmiss und jetzt Hybrid fährt. Wohin nur mit der Wut? Also wird Kevin Punk, zertrümmert sein Handy und gründet eine analoge Kommune.

Der Berner Regisseur Juri Steinhardt staffiert seinen Film über eine Jugend, die damit kämpft, dass sie in Zuckerwatte gepackt ist, mit vielen hübschen, selbstironischen Details aus. Der Generationenkonflikt, den die Jungen vom Zaun reissen, schlägt aber ins Leere, und man fragt sich: Was ist eigentlich das Problem? Leider hat der Film darauf nur eine ziemlich zuckerwattenklebrige Antwort: Im Grunde ringt hier ein Sohn um die Anerkennung des Vaters. (reg)

In Bern im Kino Rex.

Hubacher interessierte sich kein bisschen für den Stoff, er wollte einfach nur weg. Beim Schauspielern fand der Teenager jenes Feuer, das er im Schulzimmer vermisste, und sein Glück war, dass ihn 2009 die Casting-Agentin Corinna Glaus für den Film «Stationspiraten» entdeckte – und später bei «Der Verdingbub» vorsprechen liess.

Kein Wunder, dass diese Rolle ihm passte wie angegossen, Hubacher hat es auch heute noch, dieses Schmale, Zarte. Und gleichzeitig wirkt er doch nicht zerbrechlich, sondern eher zäh. Eine ungeheure Spannweite, die er jetzt als Profi je nach Bedarf ausschöpfen kann. Vor der Ausbildung habe er ja noch sehr intuitiv gespielt, «einfach gemacht».

Nun, an der Hochschule für Musik und Theater in Leipzig, wird gehobelt und gefeilt, am Sprechen vor allem, es ist eine klassische Bühnenausbildung. Wer das einmal intus hat, kann sich davon aber auch wieder freispielen; auch diese Erfahrung hat Hubacher im Jahr der intensiven Filmarbeit gemacht. In «Lasst die Alten sterben» etwa, als randalierender Wohlstandsjunge Kevin, der eine ganze schicke Wohnzimmereinrichtung zu Bruch gehen lässt. «Ich konnte beim Dreh jeden Tag etwas anderes zerdeppern, wie geil ist das denn», scherzt Hubacher.

Dialoge mundgerecht machen

Aber auch sonst war die Arbeit an diesem Film ungewöhnlich: Alle Dialoge waren improvisiert. Im Drehbuch standen bloss grobe Anweisungen, etwa «Kevin ist wütend, weil die Flyer nicht verteilt wurden», und was die Figuren dann genau sagen, entstand aus dem Moment heraus. Macht einen diese Offenheit nicht nervös? «Nein, wenn du die Haltung einer Figur verinnerlicht hast, kommen die Worte automatisch.» So entstehen Dialoge, die nicht so steif wirken wie das, was oft in Schweizer Filmen zu hören ist. «Das ist ein grosses Problem, weil die Drehbücher auf Hochdeutsch verfasst und dann auf Dialekt übersetzt werden. Da liegt die Sprache im Mund wie ein Fremdkörper.» Er selber bestehe bei jedem Drehbuch darauf, dass seine Dialoge «mundgerecht» gemacht würden.

Nahe bei ihm war auch die Figur von Kevin, der aufbegehren möchte, aber keine Reibungsfläche findet. Hat das mit dem eigenen Elternhaus zu tun? Nein, überhaupt nicht. «Meine Eltern setzten mir klare Grenzen. Sodass ich über die Stränge schlagen konnte. Wofür ich mich auch öffentlich entschuldigen möchte.» Wieder dieses Grinsen. Aber Hubacher meint es nicht ganz ernst. Das wird klar, als er unvermittelt aufspringt und eine Frau umarmt. Es ist die Mama, die ihre Kinotickets für die Vorpremiere von «Lasst die Alten sterben» am Abend abholt. Hubacher verabschiedet sie mit einem in die Luft gehauchten Kuss.

Fortsetzung auf Seite 27

Kultur

So mobbt die Snapchat-Jugend

Der Cybermobbing-Fall mit möglicher Suizidfolge im zürcherischen Dietikon schockiert die Schweiz. Wir haben Jugendliche zum Thema befragt. Experten fordern ein Umdenken bei der Prävention - und mehr Geld dafür.

Rafaella Roth

In Dietikon ZH haben das Video alle gesehen. Innert Stunden verbreitete es sich auf den Smartphones der Teenager aller Schulen in der Umgebung. Ein 17-jähriges Mädchen hat es auf Snapchat gepostet. Auf der Nachrichten-App wäre es innert einiger Stunden wieder gelöscht worden. Doch andere Jugendliche filmten es ab und verbreiteten es weiter. «Also, du kleine Nutte», richtet sich die 17-Jährige darin belustigt an eine Unbekannte. «Wir finden dich schon. Und zweitens: Du wirst genauso sterben wie Sabrina*.»

Sabrina ist ein 13-jähriges Mädchen aus dem angrenzenden Spreitenbach. Es hat sich Ende August das Leben genommen; gemäss Schülern wurde es vom selben Mädchen gemobbt. Jetzt beschäftigt das Video die Staatsanwaltschaft. Sie ermittelt wegen Drohung. Die 17-Jährige ist in psychiatrischer Behandlung. Inwiefern der Suizid des Mädchens mit dem Mobbing zusammenhängt, ist unklar.

Sebastian, 19

«Ausgrenzung habe ich früher in Klassenchats auf Whatsapp mitbekommen. Jemand wird beispielsweise aus dem Chat ausgeschlossen. Einmal hat ein Junge Nacktbilder seiner Ex-Freundin verschickt, die Schluss gemacht hatte.»

Dass Sabrina gemobbt wurde, ist den vier Mädchen, die am Dienstag auf dem Bahnhofplatz in Dietikon stehen, bekannt. Es sei um einen Jungen gegangen, in den Sabrina verliebt war, erzählen sie. Die Mädchen sind zwischen 13 und 15 Jahre alt, zwei von ihnen kannten das verstorbene Mädchen. Sie alle haben mehrere Geschichten zu erzählen, wie sie auf Social Media beleidigt oder gemobbt wurden. Wie auch andere zufällig ausgewählte Jugendliche, mit denen wir gesprochen haben. Die 15-Jährige vom Bahnhof Dietikon wurde wegen ihres Gewichts ausgelacht. «In Chats wurden alle Bilder von mir herumgeschickt», sagt sie. Die vier Freundinnen kommunizieren intensiv über Social Media. Die Fotoapp Instagram und die Nachrichtenapps Snapchat und Whatsapp sind bei ihrer Generation am beliebtesten.

Maxime, 14

«Es ist cool, zu sehen, was die Freunde machen, auch wenn man sie gerade nicht sieht. Wir tauschen uns aus, verabreden uns oder reden über Games. Manchmal gibt es natürlich auch Streit.»

Cybermobbing ist kein neues Phänomen. Dass jemand im Netz gezielt mit Bemerkungen, Fotos oder Videos fertiggemacht wird, kommt vor. In der Schweiz ist dies jedoch der erste Fall, in dem ein Suizid in Zusammenhang mit Cybermobbing



Mobbing im Internet ist für betroffene Jugendliche oft noch belastender als im realen Leben. Foto: iStock

gebracht wird. Die Experten von Pro Juventute warnen schon seit langem davor. Sozialpädagoge Mario Antonelli hält seit vielen Jahren Vorträge in Schulklassen zum Thema Mobbing. Bei Cybermobbing passiere im Prinzip das Gleiche wie beim herkömmlichen Mobbing: «Täter heben sich selber ab, indem sie andere niedermachen», sagt er. Der Unterschied sei jedoch die Reichweite, die online erzielt werden könne. Ein Streit wird von vielen mitgelesen, geteilt und abgespeichert.

«Was nebst dem Suizid am Fall in Dietikon schockiert, ist, dass die mögliche Mobberin sich nicht erschrocken oder einsichtig zeigt», sagt Antonelli. «Offensichtlich wurde sie nicht klar genug konfrontiert.» Bei Lehrern beobachtete er oft eine Scheu vor der Konfrontation. Wenn dies nicht passiert, zementieren sich die

Rollen: «Opfer und Täter können sich nicht mehr daraus befreien», sagt Antonelli. Um das zu ändern, müsse gezielt interveniert und in der Prävention vermehrt auf die anderen Klassenmitglieder als auf die Mobber selber fokussiert werden. «Die Teenies müssen lernen, wie sie sich gegenüber Mobbern abgrenzen können und wann sie sich für sich oder andere wehren müssen», sagt er.

Julian, 17

«Wenn Jugendliche mobben, schauen sie sich gegenseitig hoch. Der Einzelne verschafft sich mit Aktionen wie solchen Videos Respekt. Viele glauben, dass das, was auf Social Media passiert, weniger real ist. Oft traut sich niemand, sich für den Aussenseiter starkzumachen, weil man Angst hat, selber Opfer zu werden.»

Ähnlich wie Antonelli äussert sich Sarah Genner, Medienwissenschaftlerin an der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften. In der Fachsprache spricht man von «Zuschauerprävention»: «Der Verlauf des Mobbing und die Konsequenzen für das Opfer fallen weniger heftig aus, wenn das Verhalten von den Zeugen nicht toleriert wird», sagt sie. Die Forschung belege nicht, dass Mobbing mit den neuen Kommunikationsmitteln zugenommen habe. «In vier Fünftel der Fälle wird immer noch offline gemobbt», sagt Genner.

Erwiesen sei allerdings, dass die depressiven Symptome bei Cybermobbing-Opfern stärker ausfallen als bei herkömmlichen Opfern. «Das Eskalationspotenzial ist online grösser», sagt Gen-

ner. Da die Täter im Cyberspace die Reaktion des Opfers nicht miterleben, würden weniger Empathie-Reaktionen ausgelöst und das Mobbing heftiger. Auch die lange Haltbarkeit der Online-Spuren ist problematisch: «Da es im Internet stattfindet, kann das Opfer nicht einfach die Schule wechseln und neu anfangen.» Sie betont jedoch auch, dass lediglich ein kleiner Teil der Jugendlichen online überhaupt aktiv Inhalte herstellt - die grosse Mehrheit seien Zuschauer.

Valeria, 16

«Social Media sagt etwas über den Rang der Person aus. Wer viele Likes und Follower hat, hat mehr Ruhm und ist beliebter. Mobbing über Social Media ist einfacher. Man hat eine gewisse Anonymität, man sagt die Dinge nicht jemandem ins Gesicht.»

Für Genner haben die Schulen in Sachen Prävention Nachholbedarf: «Mobbing wird in sehr unterschiedlicher Qualität thematisiert und sicher nicht systematisch», sagt sie. Mehr Prävention fordert sie aber auch vom Bundesamt für Gesundheit (BAG): «Dafür, dass in der Schweiz jährlich mehr Menschen an Suizid als an Verkehrsunfällen sterben, wird sehr wenig Geld für Kampagnen ausgegeben.» Das BAG wehrt sich: «Wir gehen das Problem durchaus an», sagt Sprecher Daniel Dauwalder. Letztes Jahr wurde ein Aktionsplan Suizidprävention beschlossen, dank dem die Anzahl Suizide pro 100 000 Einwohnerinnen und Einwohner bis 2030 um rund 25 Prozent reduziert werden soll.

Antonelli appelliert auch an Eltern und Lehrer. Das Argument, man verstehe Social Media nicht, lässt er nicht gelten: «Erwachsene müssen nachfragen, was die Kinder machen. Auf Social Media gelten dieselben Regeln wie im realen Leben auch», sagt er.

Der Vorsteher der Dietiker Schule, Jean-Pierre Balbiani, sagte gegenüber der «Aargauer Zeitung», dass Cybermobbing ein ständiges Thema an der Schule sei. Doch: «So etwas können Schulen nicht verhindern.»

*Name geändert

Weisst du nicht mehr weiter?

Beratungsstellen für Jugendliche

- 24-Stunden-Hotline 147 von Pro Juventute per Telefon, SMS und Chat (www.147.ch)
- IAP - Institut für Angewandte Psychologie: Beratung und Tipps unter www.zhaw.ch/iap/cybermobbing
- Die Dargebotene Hand: anonyme Beratung per Telefon unter 143, Mail oder Chat (www.143.ch)

Fortsetzung von Seite 25

Damals wollte er einfach nur weg

Die Frage, die den Revoluzzer Kevin wie auch Max Hubacher selber umtreibt, ist, ob es echtes politisches Engagement überhaupt gibt. Eines, das nicht bloss eine Modeerscheinung ist oder auf Eitelkeit beruht. Hubacher erzählt von einer Arbeit an der Schauspielschule; ein Stück über Flüchtlinge hätte er machen sollen, doch nach der ausgiebigen Recherche habe er gemerkt, dass er, wollte er wirklich konsequent sein, nun selber anpacken müsste, statt auf der Bühne zu stehen. «Aber das konnte es ja auch nicht sein.» Immerhin, Hubacher machte einen Prozess durch, wie ihn das Leitbild seiner Schule vorsieht. Man sei auf den «sozial engagierten Künstler» aus, «der gesellschaftliches Sein untersucht und der zu menschenwürdiger Veränderung ermutigt», heisst es da. Oder einfacher gesagt: der im besten Fall die Menschen zum Nachdenken bringt.

Das dürfte passieren in «Der Hauptmann», jenem Film, den Hubacher zuletzt in Deutschland gedreht hat. Eine verrückte Geschichte aus den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs: Hubacher spielt einen Soldaten der Wehrmacht,

der desertiert ist und gejagt wird. Und der, als er eine verlorene Offiziersuniform anzieht, aufs Mal als Hauptmann behandelt wird. Kleider machen nicht nur Leute, sondern auch Monster. Denn als vermeintlicher Hauptmann wird der Soldat zum Schlächter. Es war eine Rolle, die Hubacher mitnahm. Abends diese Figur abzustreifen, fiel ihm nicht leicht: «Mich lassen Rollen nie unberührt. Aber das ist auch gut so. Die Menschen, die ich spiele, sollen mich berühren.» Also nicht alles bloss eine Frage der Technik.

«Der Hauptmann» war Hubachers erste Produktion dieser Grösse, Regisseur Robert Schwentke dreht sonst in Hollywood, und in Polen hatte man ein ganzes Kriegsgefangenenlager aufgebaut. Hubacher kam aus dem Staunen fast nicht heraus, «ich musste mich richtig zwingen, die Ehrfurcht abzulegen». Eine Ehrfurcht, die vielleicht schon bald nicht mehr nötig ist. Spätestens dann, wenn auch der Verdingbub nicht mehr Hubachers Schatten sein wird.

«Der Läufer» und «Mario» kommen im Februar 2018 in die Schweizer Kinos, «Der Hauptmann» startet in Deutschland im März 2018. «Der Verdingbub» ist am 16. und 31. Oktober im Kino Rex zu sehen, anlässlich der Inszenierung am Stadttheater Bern (siehe «Berner Woche» vom Donnerstag).

Plastisch, beherzt, «à point»

Steigerung bis zum letzten Ton: Die Camerata Bern gab im Theater National einen Vorgeschmack auf ihre neue Tschaikowski-CD.

Marianne Mühlemann

Nach der Pause ist er da. Der seltene Moment, den man sich als Konzertbesucher immer herbeisehnt. Wenn plötzlich alles stimmt und das musikalische Spiel eine vibrierende Intensität erreicht und sich die technische Perfektion und der künstlerische Ausdruck nicht nur ergänzen, sondern potenzieren. Und Bewunderung in Berührung umschlägt. Die Camerata Bern schafft dieses Wunder.

Sie steht an diesem Abend erstmals auf der Bühne des Theaters National (wegen des Umbaus des Kultur-Casinos). Zum Kern der vierzehn Streicherinnen und Streicher sind Bläser, Harfe und Perkussion gestossen. Diese Zuzüger machen aus dem Ensemble einen über 30-köpfigen Klangapparat, der, wie es in dem famosen Steh-Orchester Brauch ist, auch hier ohne Dirigent auftritt.

In Maurice Ravel's Suite «Le Tombeau de Couperin» ist das nicht ideal. Die Transparenz der Klangfarben müsste schärfer sein. Einige Abstriche sind wohl der Guckkastenbühne geschuldet. Im National ist sie mit einem Vorhang ausgestattet. Für die delikaten Ravel-Klänge ist das akustisch nicht optimal.

Doch in Prokofjews klassischer Sinfonie wird alles anders. Da sprüht die Camerata Bern vor präziser Spiellust, die Bläser wachsen über sich hinaus, und die räumlichen Bedingungen fallen kaum mehr ins Gewicht. Was für ein betörendes Vexierspiel: Wie Sternschnuppen



Die Camerata Bern und ihre Solistin, die Geigerin Antje Weithaas. Foto: mks

lassen die Instrumentalisten die Zitate aus der Musikgeschichte parzellieren, mit denen Prokofjew in der Partitur so vortrefflich - und mit einem Augenzwinkern - jongliert. Die Camerata gibt die Zügel in dem wahnwitzig-grotesken Galopp nie aus der Hand. Sie lassen lustvoll Akkorde entgleiten, inszenieren subtile Temposchwankungen und Übergänge oder schrecken mit launigen Kontrasten auf. So soll das sein, mit Würze und Pfiff. Kann man das noch steigern?

Und wie. Als Herzstück des Abends gibt die Camerata Bern einen Vorgeschmack auf ihre neue Tschaikowski-CD. Sie wird in diesen Tagen in Bern eingespielt. Das Werk ist «à point» gearbeitet. Geigerin Antje Weithaas spielt ihr Instrument mit atemraubender Sicherheit. So, als wärs eine Verlängerung ihres Körpers, der in ihrem Spiel wie ein Echo-raum wirkt.

Zusammen mit Konzertmeisterin Meesun Hong Coleman führt Weithaas durch das mit virtuosen Kadenz ge-spickte Werk und findet in der poetischen «Canzonetta» (die sie mit Dämpfer spielt) zu irisierenden, vibratoarmen Sehnsuchtsklängen. Ein dynamisches Fest bis zum letzten Ton.